



Unverkäufliche Leseprobe

Sarah Beth Durst
Ice – Hüter des Nordens



348 Seiten

ISBN: 978-3-8025-8602-6

Mehr Informationen zu diesem Titel:
www.egmont-lyx.de

© 2011 LYX verlegt durch EGMONT Verlagsgesellschaften mbH



Prolog

Die Tochter des Nordwinds

»Es war einmal vor langer, langer Zeit, da sagte der Nordwind zum König der Eisbären: ›Stehle mir eine Tochter, und wenn sie herangewachsen ist, soll sie deine Braut sein.«

Cassie, vier Jahre alt, klammerte sich fest an ihre Bettdecke und blickte unverwandt auf ihre Großmutter. Die saß steif auf der äußersten Kante von Cassies Bett und erinnerte, hochgewachsen und aufrecht, in ihrer linken Hand einen Gehstock aus Mahagoni, an einen Armeegeneral. Dad war heute Abend nicht da. Er hatte außerhalb der Station zu tun. Das bedeutete, Cassie würde die Geschichte hören. Gram erzählte sie niemals, wenn er zu Hause war. Und es war die einzige Geschichte, die sie überhaupt je erzählte.

»Und so kam es, dass der König der Eisbären ein Menschenkind entführte und es dem Nordwind brachte. Von da an lebte es bei ihm. Der Nordwind war sein Vater, und der Westwind, der Südwind und der Ostwind waren seine Onkel. Es wuchs zu einer wunderschönen, aber sehr einsamen jungen Frau heran. Eines Tages, als die Winde nicht da waren (was oft geschah), traf sie einen Menschen, einen Mann. Sie freundete sich mit ihm an, und schließlich verliebten sich die beiden ineinander.

Als nun der König der Eisbären erschien, um seine Braut einzufordern, wies sie ihn ab. Ihr Herz, sagte sie, gehöre einem anderen. ›Ich will keine Braut, die nur aus Zwang die Meine wird, sagte er zu ihr. ›Aber dein Vater hat mir ein Versprechen gegeben.«

Die Tochter des Nordwinds wusste um die Macht magischer

Versprechen, und so versuchte sie, dem ihres Vaters ein eigenes entgegenzusetzen: ›Dann werde *ich* dir etwas versprechen‹, erwiderte sie. ›Bring mich zu meinem Liebsten, und verstecke uns vor meinem Vater, und wenn ich eine Tochter bekomme, dann soll sie deine Braut sein.‹

Und so brachte der König der Eisbären die Tochter des Nordwinds zu ihrem Menschenmann und versteckte die beiden im ewigen Eis.

Voller Zorn fegte der Nordwind über Himmel, Land und Meer. Aber er konnte sie nirgends finden. Und so waren die Tochter des Nordwinds und ihr Mann lange miteinander glücklich.

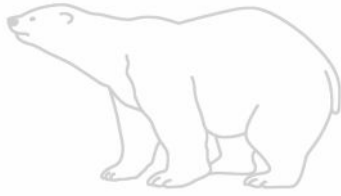
Nach der üblichen Zeit bekam die Frau ein Kind. Der Westwind, der zufällig gerade vorüberflog, hörte die Geburt und eilte zum Nordwind, um ihm zu sagen, wo er seine Tochter finden könne. Da stürzte sich der Nordwind mit der Kraft von tausend Schneestürmen hinunter auf das Haus, in dem seine Tochter, ihr Mann und das Neugeborene lebten. Beinahe hätte er es in tausend Stücke zerfetzt, aber die Frau rannte hinaus zu ihm. ›Nimm mich mit dir‹, rief sie weinend, ›aber verschone meine Liebsten!‹

Und der Nordwind blies sie so weit fort, wie er nur irgend konnte – bis zu der Festung hinter dem Ende der Welt. Dort stürzte sie zu Boden, und Trolle nahmen sie gefangen.«

Gram stand auf, und Cassie hörte das Bett knarren. Die kräftige Stimme ihrer Großmutter klang jetzt viel sanfter. »Es heißt, wenn der Wind aus dem Norden heult, weint er um seine verlorene Tochter.«

Cassie blinzelte ihre Tränen weg. »Und Mami ist immer noch dort?«

Gram war ein Schatten im Türrahmen. »Ja.«



Erster Teil

Das Land der Mitternachtssonne



Kapitel Eins

*Vor langer, langer Zeit, da lebte in einem Land
hoch im Norden eine liebliche Jungfrau ...*

Geografische Breite: 72° 13' 30" N
Geografische Länge: 152° 06' 52" W
Höhe: 1 m

CASSIE SCHALTETE DEN MOTOR IHRES SCHNEEMOBILS AUS.

Vollkommene Stille, ihr Lieblingsgeräusch. Eiskristalle tanzten in der arktischen Luft, glitzerten im Licht der frühen Morgendämmerung wie Diamantstaub. Ein Lächeln erschien unter der eisverkrusteten Gesichtsmaske. Cassie liebte das: nur sie, das Eis und der Bär.

»Nicht bewegen«, flüsterte sie zu dem Eisbären hinüber.

Ohne den Blick abzuwenden, griff sie nach hinten und hakte das Gewehr los. Der Bär stand reglos da, wie eine Statue aus Marmor. Ohne das Tier auch nur eine Sekunde aus den Augen zu lassen, lud Cassie die Waffe mit einem Betäubungspfeil, rein nach Gefühl. Weiß auf Weiß in einem Alkoven aus Eis sah er aus wie ein König auf seinem Thron. Einen Augenblick lang war Cassie, als könnte sie die Stimme von Gram hören, ihrer Großmutter, wie sie die Geschichte vom König der Eisbären erzählte ... Sie hatte sie nicht mehr gehört seit jenem Tag, an dem Gram die Forschungsstation verlassen hatte, doch Cassie erinnerte sich immer noch an jedes einzelne Wort. Sie hatte damals geglaubt, die Erzählung sei wahr.

Als kleines Mädchen hatte Cassie vor der arktischen For-

schungsstation ihres Vaters unzählige Rettungsmissionen geprobt. Sie häufte alte Teile von Schneemobilen und kaputte Stromaggregate übereinander, um die Festung der Trolle nachzubauen. Dann kletterte sie die »Festungsmauern« hinauf und fesselte die »Trolle« (mit Kissen ausgestopfte alte Kleidungsstücke) mit Hilfe von Kletterseilen. Einmal hatte ihr Vater sie mit angeschnallten Skiern auf dem Dach der Station erwischt, bereit, auf ihnen bis hinter das Ende der Welt zu laufen, um ihre Mutter zu retten. Er nahm ihr die Skier weg und verbot Gram, die Geschichte jemals wieder zu erzählen. Doch das hatte Cassie nicht aufgehalten. Im Gegenteil. Wenn ihr Vater unterwegs war, flehte sie Gram ganz einfach an, die Geschichte zu erzählen. Und sie erfand ein neues Spiel, in dem ein Segel aus Zeltleinwand und ein ausrangierter Schlitten die Hauptrollen spielten. Selbst als sie bereits die Wahrheit kannte – Großmutter's Geschichte sollte ihr auf nette Art und Weise begreiflich machen, dass ihre Mutter gestorben war –, hatte sie diese Spiele weiter gespielt.

Spiele brauche ich jetzt nicht mehr, dachte Cassie und grinste. Sie ließ die Spritze einrasten und hob das Gewehr an die Schulter. Und dieser Bär, so dachte sie, brauchte keine Gutenachtgeschichte. Er wirkte auch so überaus prachtvoll, war so vollkommen wie ein Bild aus einem Lehrbuch: cremefarben, muskulös und ohne jede Narbe. Wenn ihre Schätzung stimmte, war er der größte jemals gesichtete Eisbär. Und sie hatte ihn gefunden.

Als Cassie den Hahn des Betäubungsgewehrs spannte, drehte der Bär den Kopf und blickte direkt in ihre Richtung. Sie hielt den Atem an und erstarrte. Wind pfiß über das Eis und wirbelte losen Schnee zwischen ihr und ihm auf. Sie hörte ihr Herz so laut in den eigenen Ohren pochen, dass sie fast glaubte, er könne es auch hören. Das war es – das Ende der Verfolgungsjagd. Als sie aufgebrochen war, hatte Polarlicht am Himmel getanzt. In seinem Leuchten hatte sie die Spuren des Bären drei Meilen von der Station Richtung Norden verfolgt. Lockeres Meereis hatte sich gegen die Küste gedrängt, doch sie war darüber hinweg und hinaus aufs Packeis gefahren. Bis hier herauf, zu einem Block wurr auf-

getürmter Eisblöcke, die wie eine Bergkette en miniature aussahen, hatte sie ihn verfolgt. Sie hatte keine Ahnung, wie es ihm gelungen war, ihr während der ganzen Jagd so weit vorauszu bleiben. Die höchste Geschwindigkeit, die ein erwachsener männlicher Eisbär erreichen konnte, lag bei dreißig Meilen pro Stunde, und mit ihrem Schneemobil kam sie auf sechzig Meilen pro Stunde. Vielleicht waren seine Spuren ja nicht so frisch gewesen, wie sie aussahen. Oder sie hatte eine Art superschnellen Bär entdeckt. Angesichts der Lächerlichkeit dieser Vorstellung musste sie grinsen. Welche Erklärung es dafür auch immer geben mochte, die Spuren hatten sie hierher geführt, zu diesem wunderschönen, majestätischen, perfekten Bären. Sie hatte gewonnen.

Einen Augenblick später wandte der Bär seinen Blick von ihr ab und sah hinaus auf die gefrorene See.

»Du gehörst mir«, flüsterte Cassie, während sie ihn anvisierte. Da trat der Bät *in das Eis hinein*. Mit einer einzigen, fließenden Bewegung richtete er sich auf und tapste rückwärts. Es sah aus, als würde er in das Innere einer Wolke gehen. Zuerst verschwanden die Hinterbeine im Weiß, dann auch der Körper.

Unmöglich.

Sie senkte das Gewehr und starrte wie gebannt zu der Stelle hinüber. Das konnte nicht sein. Sie sah das hier nicht wirklich. Die Eiswand schien ihn förmlich zu verschlucken. Jetzt waren nur noch seine Schultern und der Kopf zu sehen. Cassie schüttelte sich. Er würde entkommen! Wie, war völlig egal. Sie hob das Gewehr und drückte den Abzug. Der Rückstoß schlug den Kolben der Waffe gegen ihre Schulter. Reflexartig blinzelte sie. Der Bär war weg.

»Nein«, sagte sie laut. Sie hatte ihn doch gehabt! Was war passiert? Bären gingen nicht durch Eis, *konnten* nicht durch Eis gehen. Es musste eine Sinnestäuschung gewesen sein. Irgendein Streich, den die arktische Luft ihr spielte. Sie riss sich die Brille vom Kopf. Sofort presste die Kälte ihre Augäpfel zusammen, und das grelle Weiß blendete sie. Cassie suchte die gefrorenen Wellen ab. Schnee trieb über das Eis wie schnell dahinziehende Wolken. Das Land war so tot wie eine Wüste. Erst als die Kälte zu sehr

schmerzte und sie es keine Sekunde länger aushalten konnte, setzte sie ihre Brille wieder auf.

Ein Prasseln in ihrem Funkgerät. Sie holte es aus der Tasche ihres Parkas. »Hier Cassie«, sagte sie und versuchte, gelassen zu klingen. Sie hatte den Bären bis hinaus auf das Packeis verfolgt – ohne Rückendeckung. Hätte sie ihn gefangen, wäre das nicht so schlimm. Aber so ... Wie sollte sie das hier bloß erklären? Sie konnte es ja noch nicht einmal sich selbst erklären.

»Cassandra Elizabeth Dasent, nach Hause mit dir. SOFORT.«

Dads Stimme. Und er klang alles andere als glücklich.

Nun, sie war es auch nicht. Sie hatte vorgehabt, einen Bären zu markieren – als Geburtstagsgeschenk für sich selbst. In wenigen Stunden würde sie achtzehn werden. Es schien die ideale Möglichkeit für die einzige Tochter des leitenden Wissenschaftlers der Meeresforschungsstation in der Eastern Beaufort Sea zu sein, das Erreichen ihrer Volljährigkeit zu feiern. Als dieser Bär an der Station vorbeispazierte, befand sie sich gerade draußen, um die Funkantenne zu reparieren, und es hatte sich wie ein Geschenk angefühlt. Sie hatte doch nicht damit gerechnet, dass die Verfolgungsjagd sie so weit hinaus aufs Eis führen würde! Und sie hatte ebenfalls nicht damit gerechnet, dass der Bär ... Er konnte nicht weit gekommen sein. Bestimmt war er gleich irgendwo hinter dem Kamm aus Eis. Sie prüfte die Tankanzeige. Der Treibstoff reichte noch für drei Stunden.

»Cassie? Cassie? Hörst du mich?«

»Ich verfolge ihn weiter«, sagte sie in das Funkgerät. Dann ließ sie den Motor aufheulen. Das Geräusch verschluckte die Antwort ihres Vaters, und Cassie fuhr los, weiter hinein ins Eis.

Cassie parkte das Schneemobil in der Remise, hängte ihr Bündel über die Schulter und trottete hinüber zur Station. Ihr ganzer Körper tat weh, von oben bis unten, innen und außen. Sogar ihre Fingernägel schmerzten. Die Sonne hing tief über dem Horizont. Jeden Tag würde sie jetzt etwas kürzer zu sehen sein, bis sie schließlich den Winter über ganz verschwand. Ihr schräg einfallendes

Licht machte aus Cassies Schatten einen Schneeriesen wie in den alten Inuit-Legenden.

Sie hatte ihn verloren.

Sie wusste nicht wie, aber sie hatte ihn verloren. Wieder und wieder ließ sie die Suche in ihrem Kopf ablaufen, als ob sie so die Spuren erkennen könnte, die sie übersehen haben musste. Hätte sie doch nur erst sorgfältiger Ausschau gehalten, anstatt sofort über das Meereis zu rasen ...

An der Tür traf sie auf Owen, den Labortechniker der Station. Sie blinzelte dem Mann mit dem Kugelbauch und dem grau melierten Bart grüßend zu. Offensichtlich hatte er auf sie gewartet.

»Cassie, die Schachtel!«, rief Owen mit gequälter Stimme.

Sie blickte auf ihr Bündel. Die Schachtel mit den Betäubungsspritzen hing heraus. Sie war eisverkrustet. Cassie zuckte schuld-bewusst zusammen. »Er ist mir entwischt.«

Owen nahm ihr Tasche und Gewehr ab. »Weißt du eigentlich, was die hier kosten?«

Cassie folgte ihm durch die doppelte Eingangstür in die Station. Als sie die innere Tür hinter sich schloss, überrollte sie die dicke, saure Wärme wie eine erstickende Welle. Es war der Geruch ihres Zuhauses, abgestanden und stickig und beruhigend vertraut. Liebevoll beugte sich Owen über das Betäubungsgewehr und sagte: »Du musst vorsichtig mit diesen Sachen umgehen. Du musst sie behandeln wie ein neugeborenes Baby.«

Sie sah zu, wie er die Ausrüstung inspizierte, und das Herz rutschte ihr in die Hose. Noch einen Tiefschlag wollte sie jetzt nicht einstecken müssen. Sie war ganz allein mit dem Schneemobil auf das Packeis hinausgefahren, *und* sie war sorglos mit der Ausrüstung umgegangen. Dad würde nicht gerade erfreut sein. Während sie ihre Überkleidung auszog, fragte sie: »Wo ist er? Funkraum?« Sie brachte das hier am besten sofort hinter sich. Aufschub machte keinen Sinn.

Owen gab keine Antwort. Er war vollkommen in die Reinigung des Betäubungsgewehrs versunken. Wahrscheinlich hatte er ihre Anwesenheit bereits vergessen. Beinahe musste sie lächeln. Er

liebte seine Ausrüstung genauso sehr, wie sie das Packeis liebte. Sie waren beide ein bisschen fixiert. Das zumindest konnte sie sich selbst gegenüber zugeben. »Jeremy?«, fragte sie. Der neue Forschungspraktikant sah von seinem Schreibtisch auf.

»Er ist nicht gerade gut drauf«, bestätigte er und deutete mit dem Kopf auf die Tür zum Forschungslabor. »Er will mit dir reden.« Dann deutete er unter seinen Schreibtisch und fügte in einem Ton größter Hilfsbereitschaft hinzu: »Du kannst dich gerne hier verstecken.«

Cassie brachte ein Grinsen zustande. Dad hatte Jeremy in seiner ersten Woche auf der Station fürchterlich den Kopf gewaschen, weil er ohne die nötige Ausrüstung auf das Eis hinausgegangen war. Seitdem hatte Jeremy einen gesunden Respekt vor den Temperamentsausbrüchen ihres Vaters. Allerdings war dessen Zorn in jenem Fall wirklich berechtigt gewesen. Es spielte keine Rolle, dass Jeremy von der UCLA kam, der University of California in Los Angeles – welcher Idiot ging denn ohne Gesichtsmaske aufs Eis hinaus? So ein Anfängerfehler würde ihr selbst nie und nimmer passieren. *Nein*, dachte sie, *mein Spezialgebiet sind eher die spektakuläreren Fehler, wie zum Beispiel, einen voll ausgewachsenen Eisbären zu verlieren.*

Entschlossen stieß Cassie die Tür auf und betrat das Forschungslabor. Eilig umrundete sie Kisten und Ausrüstungsgegenstände. Aus dem Funkraum konnte sie die Stimme ihres Vaters hören, tief und abgehackt. Uh, das würde nicht lustig werden. Hier, in der schwach säuerlichen Luft ihres Zuhauses, würde ihre Geschichte sich anhören wie Grams altes Märchen vom König der Eisbären. Was draußen auf dem Meereis beinah glaubhaft gewirkt hatte, wirkte in der nüchternen, engen Atmosphäre der Station, schlichtweg irreal. Hier schien es eher so zu sein, dass der Bär nur in ihrer Einbildung in das Eis hineingegangen war. Sie wünschte, es wäre auch nur ihrer Fantasie entsprungen, ihn verloren zu haben.

Im Funkraum fand sie ihren Vater in der für ihn typischen Haltung vor: halb auf einem Stuhl sitzend, neben sich zwei andere Wissenschaftler. Cassie blieb im Türrahmen stehen und sah ihnen

einen Moment lang zu. Ihr Vater war wie die Sonne. Andere Menschen neigten dazu, ihn zu umkreisen, ohne sich dessen überhaupt bewusst zu sein. Scott und Liam waren seine häufigsten Satelliten. Ob sie selbst in seiner Gegenwart wohl auch so wirkte: klein und in den Schatten gestellt? Cassie schob diesen unangenehmen Gedanken beiseite und trat weiter in den Raum hinein.

Hinter ihr schwang die Tür zu. Bei dem Geräusch sah ihr Vater auf und ließ sein Klemmbrett sinken. Sein Gesicht wirkte teilnahmslos, doch sie wusste, er war wütend. Cassie wappnete sich. Sie würde ihren Bericht so professionell wie möglich abliefern. Wie er darauf reagierte, war allein seine Sache.

Scott warf ihr ein Lächeln zu. »Ah, unser kleiner Workaholic.«

»Würden Sie uns bitte entschuldigen, meine Herren?«, sagte Dad zu Scott und Liam. »Familienangelegenheiten.« Oh, das war gar kein gutes Zeichen! Sie schluckte hart.

Cassie fragte sich nicht zum ersten Mal, ob ihr Vater wohl ein weicherer Mensch wäre, wenn ihre Mutter noch leben würde. Wäre sie dann imstande, mit ihm zu sprechen, ohne das Gefühl zu haben, sich einem riesigen Berg zu nähern? So vieles könnte anders sein, wenn ihre Mutter nicht gestorben wäre.

Die beiden Wissenschaftler, die anscheinend bemerkt hatten, dass die Luft hier plötzlich zum Schneiden dick geworden war, blickten nervös zwischen Vater und Tochter hin und her. Dann nahmen sie Reißaus.

Lange Zeit sagte ihr Vater gar nichts. Sein Gesichtsausdruck war unlesbar. Die Augen lagen im Schatten der buschig-weißen Augenbrauen. Der Mund versteckte sich in dem struppigen Waldläuferbart. Mit seinen ein Meter neunzig sah er schier unüberwindlich aus. Cassie hob den Kopf und blickte ihm fest in die Augen.

»Du weißt doch ganz genau, dass man nicht ohne Rücken- deckung auf das Packeis hinausgeht«, sagte er schließlich. »Ich dachte, ich hätte dich zu einem klügeren Mädchen erzogen.«

Ja, das hatte er. Und besonders eins hatte er ihr in ihrer Kindheit immer wieder eingehämmert: die Gesetze des Eises. Alle anderen

Dinge mochte er anderen überlassen haben. Nachdem ihre Mutter kurz nach ihrer Geburt gestorben war und Gram die Station verließ, als sie fünf Jahre alt war, hatte Cassie einen Großteil ihrer Erziehung selbst besorgt, mehr recht als schlecht unterstützt von Menschen, die abwechselnd so etwas wie eine Elternrolle übernahmen – Dad, Max, Owen und wer sonst noch vorübergehend der Stationsmannschaft angehörte. Aber Dad hatte dafür gesorgt, dass sie ganz genau wusste, was zu tun war, wenn sie sich außerhalb der Station aufhielt. Und dafür war sie ihm dankbar. »Ich weiß«, sagte sie. Du hättest in eine Eisspalte fallen können«, fuhr er fort. »Presseis hätte über dir zusammenstürzen können. Ein Eiskanal hätte sich auftun können, und du wärest direkt ins Meer gefahren.«

»Ich weiß«, wiederholte sie. Was hätte sie denn sonst auch sagen sollen? Sie würde sich nicht herausreden, sich nicht entschuldigen. Ein paar Jahre zuvor hätte sie das vielleicht noch getan, aber sie war kein Kind mehr. Wenn sie erwartete, wie eine professionelle Wissenschaftlerin behandelt zu werden, dann musste sie sich auch wie eine benehmen.

Er sah sie immer noch finster an.

Cassie spürte, wie sie rot wurde, doch sie zwang sich, nicht wegzusehen. Sie würde sich um keinen Preis einschüchtern lassen.

Ihr Vater seufzte. »Bericht«, forderte er.

»Mit diesem Bären stimmt etwas nicht.« Cassie holte tief Luft, und dann sprudelte es nur so aus ihr heraus. Sie erzählte, wie sie das Tier aufgespürt hatte und wie es in das Eis hineingegangen war. Wie sie die Nische in dem Presseisrücken untersucht und keinerlei Spuren gefunden hatte, die aus ihr herausführten. Wie sie die Umgebung abgesucht hatte, meilenweit über das Packeis gefahren war, ohne auch nur das geringste Anzeichen des Bären zu finden. Damit endete sie und machte sich darauf gefasst, dass Dad ihren Bericht in der Luft zerfetzte.

Doch nichts dergleichen geschah. Stattdessen wich aller Ärger aus dem Gesicht ihres Vaters. Er legte sein Klemmbrett auf den Tisch

und nahm sie fest in die Arme. »Ich hätte dich verlieren können«, sagte er.

Das war neu. »Dad«, sagte sie und wand sich in seinem Griff. Mit seinem Zorn hatte sie gerechnet. Aber eine Umarmung? In ihrer Familie umarmte man sich nicht. »Dad, bitte! Es geht mir gut. Ich weiß, was ich tue. Du musst dir keine Sorgen machen.«

Kopfschüttelnd gab ihr Vater sie frei. »Ich hätte wissen müssen, dass dieser Tag einmal kommen würde«, sagte er. »Deine Großmutter hatte recht.«

Unbeholfen tätschelte sie seine Schulter. »Das nächste Mal nehme ich Verstärkung mit«, versprach sie. »Ich werde den Bären erwischen. Du wirst schon sehen.«

Doch er schien ihr gar nicht zuzuhören. »Dieses Jahr ist es für eine Bewerbung schon zu spät, aber ich habe ein paar Freunde an der Universität von Alaska, die mir noch einen Gefallen schulden. Du kannst bei einem von ihnen im Labor arbeiten und dich dann nächstes Jahr zum Studium bewerben.«

Was? Was hatte er da gesagt? Sie waren sich doch einig gewesen, dass sie hierbleiben und Fernkurse belegen würde. Auf gar keinen Fall würde sie die Station verlassen. »Dad ...«

»Du kannst bei deiner Großmutter in Fairbanks wohnen. Sie wird ganz aus dem Häuschen sein vor Freude, dass sie recht behalten hat. Seit du fünf warst, hat sie versucht, mir das einzureden. Aber ich war zu egoistisch und wollte dich hier bei mir behalten. Ich werde Kontakt mit Max aufnehmen, damit er dich hinfliegt.«

Sie starrte ihn an. »Ich will aber nicht weg«, sagte sie. Sie war gerne hier auf der Station! Ihr Leben war hier. Sie wollte – nein, *musste* – in der Nähe des Eises sein.

Ihr Vater betrachtete sie eindringlich, so als sähe er sie zum ersten Mal. »Du gehst«, sagte er dann mit stahlharter Stimme. »Tut mir leid, Cassie, aber es ist nur zu deinem Besten.«

»Das kannst du nicht einfach so entscheiden.«

»Wenn deine Mutter hier wäre, würde sie es auch wollen.«

Cassie fühlte sich, als hätte sie einen Hieb in die Magengrube bekommen. Er wusste ganz genau, wie Cassie zu ihrer Mutter stand, wie sehr sie sich wünschte, sie wäre hier, wie sehr sie sich wünschte, sie hätte sie gekannt. Das als Waffe zu benutzen, um einen Streit zu gewinnen, war ein gemeiner Schlag unter die Gürtellinie. Cassie schüttelte den Kopf so heftig, als wollte sie alles aus ihm herausschleudern, was ihr Vater gesagt hatte. »Ich werde nicht gehen«, wiederholte sie. »Das hier ist mein *Zuhause*.«

Ihr Vater – der aus lauter Angst, seine Gefühle zu zeigen, ihre Kindheit der Großmutter und ihr Heranwachsen einem Stapel Biologie-Lehrbücher überlassen hatte –, ihr Vater hatte Tränen in den Augen. »Jetzt nicht mehr«, sagte er sanft. »Das kann es jetzt nicht mehr sein.«